

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

105. Bromberg, den 11. Mai 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(32. Fortsetzung.) ——

Als Dag eintraf, kamen Simen und seine Alte dicht aneinandergedrängt um die Hausecke. Sie wußten, daß der Alte in seinem Leben mit allerhand Menschen zu tun gehabt hatte und jeweils der Größte gewesen war, reicher und mächtiger mit jedem Mal. Er war der Größte und Simen der Geringste — und das Weib war nach guter alter Sitte nur das Weib des Geringsten. Sie wichen zurück, als der Alte kam — hinter die Hausecke und unter die Tür.

Dag ging langsam hinterdrein und ins Haus. Er setzte sich auf einen dreibeinigen Schemel, der so altersschwach war, daß er jeden Augenblick zusammenbrechen konnte. Das wußte Simen und brachte vor Angst kein Wort hervor, und seine Alte verkroch sich hinter ihm.

Was Dag von ihrer Verlegenheit gemerkt hatte und was nicht, das wußte hinterher keiner von den beiden. Er sagte nur: „Ich bin oben gewesen und habe mich etwas umgesehen. Wir werden kommen und den Bach in Ordnung bringen, damit dein Land wieder Luft kriegt. Und wenn du sonst was brauchst, dann komm hinunter nach Björndal."

Simen und seine Alte standen an der Türklappe und glotzten ihm nach, als er längst im Gehölz verschwunden war. Es war nicht so sehr sein Versprechen, was sie an den Platz bannte, als vielmehr die Tatsache, daß er ihre Stube betreten, daß er auf dem wackligen Schemel gesessen hatte.

Der alte Dag wanderte an den Höhen entlang heimwärts. Seine Hände spielten wieder mit dem Messer, aber er ging nicht mehr mit gesenktem Kopf. Er hatte wieder ein Auge für Pflanzen und Bäume und schaute über die Siedlung und seinen Hof hin, die ab und zu tief unten zwischen den Stämmen auftauchten.

Unter dem alten Waldstück horchte er plötzlich; er hörte eifrige Kinderstimmen. Die Kinder von Stjernebekk spielten dort wohl. Alte Waldgänger, die auf Tiere jeder Art aus sind, treten unwillkürlich leiser auf, wenn sie einen Laut hören.

Er kam unbemerkt an die Schar heran, die nach Kinderart lärmte und schrie. Es waren vier Buben und ein Mädchen, sie hatten sich aus Tannenzapfen mit Stöckchenbeinen eine große Viehherde gemacht. Dag beobachtete sie aus seinem Versteck hinter einem Haselbusch. Der Kleinste schlug vor, einen Bären zu machen, der die ganze Herde in Aufruhr brächte; er fand wohl, daß bei dem Spiel nicht genug los war. Er hatte einen dicken Zapfen gegen den Strich über den Boden gezogen, so daß sich die Schuppen weit aufsperrten; das sollte der Bär sein, aber die anderen fanden ihn den Kuhzapfen zu ähnlich.

Während sie noch durcheinanderredeten, hatte Dag eine Wachholderwurzel ausgerissen, die Erde davon abgeschüttelt und an ihr herumgeschnitzt. Dann kratzte er mit dem Fuß etwas Moos und Heidekraut beiseite und steckte das Wurzelstück ein paarmal in den Boden, um die hellen Schnitzstellen zu schwärzen. Dann hielt er sein Werk vor sich hin. Es hatte jetzt Form und im Vergleich mit den Tannenzapfenkühen grade die richtige Größe. Der Bär hatte nur dreieinhalbes Bein, aber die Wurzelfasern hingen wie Zoffeln an ihm herunter. Er warf ihn hoch über die Haselbüsche mitten in die Herde, um die alle Kinder im eifrigen Spiel auf den Knien lagen. Sie sahen zum Himmel auf, alle fünf, mit so verblüfften Gesichtern, daß sich der Alte nur mühsam das Lachen verbeißen konnte. Der älteste wagte schließlich, den Bären aufzuheben. Er hielt ihn den anderen hin, und alle gafften den sonderbaren Kerl verwundert an. Aber er war schlau genug, zu sehen, daß er zurechtgeschnitzt war; er stand auf, guckte sich um und kroch zuletzt durch die Haselbüsche — aber da war Dag längst im nächsten Wald verschwunden. Er hatte im Lauf seines Lebens so manches Tier beschlichen, für ihn war es keine Kunst, einem kleinen Burschen unbemerkt zu entkommen.

Als die Kinder zu Hause von dem merkwürdigen Erlebnis erzählten und den Bären zeigten, da warfen die Eltern sich einen langen Blick zu; Simen nahm den Bären und setzte ihn wie ein Heiligtum ganz oben auf ein Wandbrett.

Dag hatte überlegt, daß man über seinen Besuch auf Stjernebekk reden würde; die Steinruder würden es als Beleidigung empfinden, wenn er bei ihnen vorbeiginge, ohne einzukehren. Er hatte schnell laufen müssen, um sich vor den Kindern zu verstecken, und war auch hinterher rasch ausgeschritten. Er war daher etwas heiß und erschöpft, mußte aber diese Rücksicht nehmen, das half nun einmal nichts. Er kletterte den steilen Hang nach Steinrud wieder hinauf, setzte sich jedoch, ehe er zum Hof hinüberging, um sich noch einmal zu verpusten.

Sie mußten ihn schon vom Fenster aus beobachtet haben, ehe er hereinkam; denn sie saßen so feierlich da, bevor sie aufstanden. Aber sie waren nicht so aus dem Häuschen wie die Stjernebekker. Dieselbe Zuverlässigkeit, die sie immer allein durchkommen und auf den Glockenschlag zur Holz- und Erntearbeit antreten ließ, verlieh ihnen auch bei einem so unerwarteten Ereignis wie Dags Besuch Rückhalt. Schön — es war wirklich der Alte, der da kam, aber sie hatten stets ihre Pflicht getan — sie hatten nichts zu fürchten.

Der alte Espen wischte ein paarmal über den Hosenboden, wie es nun einmal zu einem richtigen Handschlag gehört, aber er wartete bis der Hofherr die Hand ausstreckte. Dag gab ihm und dann auch der Frau und der Tochter die Hand; die Söhne waren zum Forellenfang unterwegs. Hier verkroch sich die Frau nicht ängstlich hinter dem Mann. Sie brachte eine Pfanne mit kaltem gebratenem Speck, legte zwei Holzscheite auf den weißgescheuerten Tisch und stellte die Pfanne darauf, wie es hier üblich war. Während sie ein paar Scheiben Brot abschnitt, holte der Mann etwas zu trinken aus dem Wandschrank.

Erstens war Dag hungrig nach dem heutigen Marsch — er war schon seit dem frühen Morgen unterwegs —, und außerdem hatte all sein Wohlstand ihm nie das Behagen genommen, mit Leuten aus dem Volk zusammen zu sein. Er schmierte sich Speckstücke und Fett dick aufs Brot und trank mit Espen hinterher zwei, drei Gläser.

Sie hatten es hier sogar zu Glasfenstern gebracht, wie er sah, und alles war so in Schick, daß er vergeblich überlegte, wie er sich hilfreich erweisen könnte. Als er gehen wollte, flüsterte die Frau ihrem Mann etwas ins Ohr.

In der schlimmen Papiergeldzeit hatte Dag alles einkommende Geld sofort in Vieh und Geräten angelegt und die Tiere auf den Kätnerstellen untergebracht. Nach Steinrud waren drei Kühe, acht Schafe und ein Korb Hühner gekommen. Jetzt brachte Espen die Rede auf die Tiere und fragte, wann Dag sie zurückhaben wolle.

„Schönen Dank fürs Frühstück", sagte Dag nur, reichte ihnen die Hand zum Abschied und ging seines Weges.

So tauchte er jetzt bei all seinen Kätnern und Schuldnern auf und sah nach dem Rechten.

Gäule und Arbeiter kamen nach Stjernebekk und schafften Reisig und Holz zusammen, und dann mußten Simen und seine Frau und die ältesten Kinder abwechselnd wachen und das Feuer über der Felsschwelle im Bachlauf bis weit über den Sommer hinaus in Gang halten. Starke Burschen mit schweren Schlaghämmern versuchten ihr Glück, mußten es aber aufgeben. Der vom Wasser glattgescheuerte Stein war fest und hart, und ihn von oben her durch Hitze spröde zu machen, war eine unendlich langwierige Sache. Man versuchte ihn abzugraben, um ihm mit dem Feuer von unter her beizukommen; aber es war ein flach abgerundeter Steinrücken ohne jeden Spalt, und es war auch unmöglich, den Bach nach außen umzuleiten. Sie wußten alle, daß man Dag mit diesem „unmöglich" nicht kommen konnte. Es blieb nichts übrig, als im nächsten Sommer wieder frisch anfangen.

Es wurde viel auf das Moor und den Bach und auf Simen Stjernebekk geflucht — der Name des Alten aber blieb unangetastet.

Jahr und Tag verstrich, hier wie überall ging es nach Dags Willen. Ein forscher, junger Bursche aus Steinrud machte sich im nächsten Sommer dran und holte sich Simen und seinen ältesten beim Bewachen des Feuers zu Hilfe. Es müsse Tag und Nacht in voller Glut bleiben, damit der Berg einen heißen Schädel kriege. Und er hatte sich von Björndal Stemmeisen, Meißel und Schlegel besorgt. Er ließ nicht ab, bis er den ersten Spalt in dem glühenden Block hatte, und von da an gönnte er sich kaum in den Essenspausen Rast, viele Tage und Nächte lang nicht, bis eine ordentliche Scharte in die störrische Steinschwelle gebrochen war. Viele Leute hatten mit Flüchen und Verwünschungen daran herumgewirkt, aber mit weniger Zähigkeit. Der Steinrudbursche fand für Worte keine Zeit, er hatte zu viel mit dem Willen zum Durchbruch zu tun.

Dann hatte er mit Hilfe von Simen und dessen Familie aus Stämmen, Zweigen und Fichtenreisig einen Weg bis zu dem Wasserloch mitten im Moor gelegt, wo ein paar überfeiste Forellen träge plätscherten, noch von der Zeit her, da der Teich größer und frischer gewesen war.

Den ganzen Spätsommer bis tief in den Herbst arbeitete der Bursche an einem Ablauf nach dem alten Bachbett zu. Das Moor sackte anfangs immer wieder über seine Grabenarbeit zusammen. Dann fuhr er nach Björndal hinunter und redete mit Syver, und es kamen ganze Fuhren von Pfählen und Reisig ins Moor, mit denen er die Grabenwände abstützte.

Als das Moor im Herbstregen anschwoll und krankes Moorwasser über die Felder von Stjernebekk ergießen wollte, standen Simen und der Steinrudbursche eines Abends im Regen am Bachlauf, wo das Moor den Torf hart gegen die Steinschwelle gepreßt hatte. Sie waren mit dem Graben bis dorthin fertig und machten sich daran, durch dieses letzte Stück eine Rinne zu legen. Sie hackten und gruben, und das Wasser begann allmählich in das alte Bachbett zu sickern. Es war kein brausender Schwall, den sie als großartigen Abschluß einer wohlgeleisteten Arbeit entfesselten — es war zunächst nur ein winziges Rinnsal.

Es goß immer stärker; am besten sähe man, unter Dach zu kommen. Simen fühlte dieses Bedürfnis und äußerte es auch. Da watete der Steinrudbursche mitten in den Moorgraben hinein, so daß er quer im Wasser stand, und warf wie ein Wilder mit dem Spaten Torf nach beiden Seiten auf. Simen war nicht einer, der sich von einem solchen Beispiel mitreißen ließ. Er blieb mit seiner Hacke am Rande, und als die Nacht hereinbrach, legte er sie beiseite und wollte nach Hause, das Abendessen holen. Der Bursche im Graben antwortete nicht, grub nur und grub und warf den Torf zu beiden Seiten auf.

Simen blieb lange fort, und als er endlich mit dem Essen kam, war der Bursche ganz unglaublich vorwärtsgekommen. Er schlang etwas von dem Essen herunter und — grub weiter.

Bei Tagesgrauen ließ Simen wieder ein Wort vom „Heimgehen" und „unter Dach kommen" fallen; denn es regnete, als wären alle Schleusen des Himmels offen.

„Jetzt ist nur noch eine Kruste übrig", antwortete der Bursche und arbeitete weiter. Simen werkte und hackte — ohne viel Erfolg, während der Bursche sich vorwärtsgrub, daß es fleckte.

Der Regen hatte aufgehört, und der Tag war so weit vorgeschritten, daß die Sonne im Süden halbwegs durch die Wolken brach, als der Steinruder und der Wasserdruck endlich die letzte Torfwand in die Scharte der Steinwelle hinauswarfen.

5.

Zwei kleine Menschenkinder trippelten im Morgendunkel aus der Stube des jungen Dag. Sie ließen die Tür hinter sich offen und kamen barfuß in ihren langen Nachthemden zur Treppe getappelt. Der eine stellte sich auf die Zehen, um das hohe Geländer zu erreichen, der andere faßte ihn bei der Hand, und so gelangten sie die Treppe hinunter und in die Diele. Lauschend blieben sie ein Weilchen stehen; denn es war überall ungewöhnlich still. Dann kamen sie zur Wohnzimmertür und drückten mühsam die schwere Klinke nieder. Abermals lauschten sie, denn jetzt hörten sie einen gleichmäßig donnernden Laut, dessengleichen sie noch nie vernommen hatten. Aber sie faßten sich wieder bei der Hand und durchquerten die Wohnstube bis zur Tür der Schlafkammer. Das Donnern kam aus Großvaters Zimmer. Sie hielten an und grinsten sich vergnügt blinzelnd an. Da hatte er sich wieder etwas Feines ausgedacht, um sie zu erschrecken.

Lange horchten sie an der Tür, endlich reckte sich der eine und erreichte wirklich die äußerste Kante der Klinke. Es gelang ihm auch, sie hinunterzuziehen, aber da entglitt sie seiner Hand, und im gleichen Augenblick sprang die Tür auf, und die Klinke schnellte wieder hoch. Das Donnern drinnen hörte plötzlich auf, die Jungen sahen sich ängstlich an, das Knallen der Klinke und die plötzliche Stille drinnen hatten sie erschreckt. Jetzt lachten sie nicht mehr, und als sie drinnen ein Knarren und Kleiderrauschen hörten, wurden ihre Blicke höchst bedenklich. Als sie aber gar nackte Füße auf sich zutappen hörten, wären sie am liebsten davongelaufen.

Die Tür ging ganz auf, Großvater stand dicht vor ihnen — in dem langen Hemd kam er ihnen noch größer vor als sonst. Seine Füße waren dick und blaurot, dicke Adern traten darauf hervor, und seine Waden waren bis zum Knöchel behaart. So etwas hatten sie noch nie gesehen; das Haar hing ihm in die Stirn und stand an den Ohren und auf dem Kopf zu Berge. Seine Augen waren erst ganz groß und böse, aber dann wurden sie plötzlich freundlich. Er strich sich wie zufällig über das Haar, so daß es sich in dem gewohnten Fall über den Kopf legte; er beugte sich zu ihnen hinunter — lächelte sein wehmütiges Lächeln und hob sie hoch, auf jeden Arm einen. Da vergaßen sie, was sie Abstoßendes gesehen hatten, und fühlten sich auf seinen starken Armen geborgen. Es war neu und spannend, als er sie mitten in sein großes Bett nahm und dort zwischen ihnen lag. Sie merkten wohl, daß es hier anders und schärfer roch als bei der Mutter oder in Vaters Bett in der großen Kammer; sie vergaßen es aber wieder und saßen gespannt neben dem Großvater, wenn er seinen Kopf in den Kissen ruhig von einem zum andern wendete und mit ihnen schwatzte.

Immer, wenn der Vater fort war und sie nach ihm fragten, hieß es, er sei im Wald. Wenn Großvater fort war und sie fragten, wo er wäre, hieß es manchmal, er sei in der Stadt oder draußen in der Siedlung, aber meist bekamen sie auch hier die Antwort: Im Wald. Im Wald, in den sie nicht hineindurften. Jedesmal, wenn sie sich dorthin

aufmachten, kam jemand und holte sie zurück. Sie könnten sich verlaufen, oder ins Moor geraten, oder abstürzen — und dann gäbe es dort auch Bären. Sie hatten beim Vater gequengelt, ob sie nicht mit in den Wald dürften. „Wenn ihr groß seid", antwortete er immer. Dann hatten sie Großvater gequält. „Später einmal", lautete seine ständige Antwort. Aber gestern war er wohl etwas zerstreut gewesen; denn da hatte er erwidert: „Morgen — wenn ihr jetzt augenblicklich zu Bett geht, so daß ihr zeitig aufstehen könnt!"

Die Jungen wurden gewöhnlich in früher Morgenstunde wach; dann pflegte Adelheid sie in Dags Zimmer zu schicken. Dort hatten sie ihre Steckenpferde, ihre hölzernen Beile und Flinten und allerhand anderes Spielzeug, das der Vater oder der Großvater und sonst jemand ihnen gemacht hatte. Dann rumorten sie dort, während die Mutter sich noch ein paar Stunden Ruhe gönnte, einen kleinen Schlummer, und zugleich auf die Kinder und ihre Spiele horchte.

Beide waren vor Erwartung noch früher aufgewacht als gewöhnlich, waren im bloßen Hemd in Vaters Stube geschlichen und die Treppe hinuntergetappt, um aufzupassen, daß Großvater ihnen nicht fortliefe.

(Fortsetzung folgt.)

Das offene Fenster.

Eine gespenstige Geschichte von Saki.

„Meine Tante wird gleich herunterkommen, Mr. Nuttel", sagte eine sehr selbstbewußte junge Dame von fünfzehn Jahren, „in der Zwischenzeit müssen Sie mit mir vorlieb nehmen."

Framton Nuttel versuchte etwas Artiges zu sagen, ohne die erwartete Tante ungebührlich hintanzustellen. Insgeheim bezweifelte er mehr denn je, ob diese dauernden Pflichtbesuche bei völlig Fremden der Erholung seiner Nerven, derzuliebe er hier war, dienen könnten.

„Ich weiß, wie es sein wird", hatte seine Schwester gesagt, als er sich zur Reise nach diesem ländlichen Winkel anschickte. „Du wirst dich dort vergraben, mit keiner Menschenseele reden, und deine Nerven werden vom Trübsalblasen schlechter werden denn je. Ich gebe dir für alle meine dortigen Bekannten Empfehlungsbriefe mit. Ein paar von den Leuten sind, soweit ich mich erinnern kann, recht nett."

Framton fragte sich, ob wohl Mrs. Sappleton, die Dame, der er soeben einen der Briefe hatte überreichen lassen, zur netten Sorte gehören mochte?

„Kennen Sie viele von den hiesigen Leuten?" fragte die Nichte, nachdem beide ihrer Ansicht nach lange genug gemeinsam geschwiegen hatten.

„Kaum eine Menschenseele", erwiderte Framton. „Meine Schwester war vor ein paar Jahren hier. Sie gab mir Empfehlungsbriefe an einige der Leute hier mit."

„Dann wissen Sie also nichts Persönliches von meiner Tante?" forschte die junge Dame weiter.

„Nur ihren Namen und ihre Anschrift", gab der Besucher zu. Er hätte gern gewußt, ob Mrs. Sappleton wohl eine verheiratete Frau oder eine Witwe war. Ein ungreifbares Etwas im Zimmer schien auf einen männlichen Bewohner hinzudeuten.

„Die große Tragödie im Leben meiner Tante ereignete sich vor nunmehr gerade drei Jahren", sagte das junge Mädchen, „also nach der Zeit Ihrer Schwester."

„Eine Tragödie?" fragte Framton; irgendwie schienen Tragödien nicht zu diesem geruhsamen Erdenwinkel zu passen.

„Sie wundern sich vielleicht, warum wir dieses Fenster hier an einem Oktobernachmittag weit offenstehen lassen", sagte die Nichte und deutete dabei auf ein großes, bis zum Boden reichendes Fenster, das Ausblick auf einen Rasenplatz bot.

„Es ist recht warm für die Jahreszeit", meinte Framton. „Aber hat dieses Fenster irgend etwas mit der Tragödie zu tun?"

„Durch dieses Fenster gingen der Mann meiner Tante und ihre beiden jungen Brüder vor heute genau drei Jahren zu ihrem täglichen Jagdgang hinaus. Sie kehrten nie mehr wieder. Auf ihrem Weg durchs Moor versanken alle drei in einem trügerischen Sumpfloch. Die Leichen wurden nie gefunden. Das war das Schaurige daran." Hier büßte die Stimme des jungen Mädchens ihre Selbstsicherheit ein und wurde schwankend. „Die arme Tante glaubt immer noch, eines Tages würden alle drei zusammen mit dem kleinen braunen Spaniel, der mit ihnen zugrunde ging, zurückkehren und wie immer durch jenes Fenster hereinkommen. Darum wird das Fenster jeden Abend bis zum Einbruch der Dunkelheit offen gelassen. Meine arme Tante hat mir oft erzählt, wie sie davongingen; ihr Mann mit seinem weißen Regenhautmantel überm Arm und Ronnie, ihr jüngster Bruder, sang: „Leb wohl, schwarzbraunes Mägdelein!", wie er das immer tat, wenn er Tante necken wollte, weil sie das Lied nicht mehr hören mochte. Wissen Sie, manchmal an stillen, ruhigen Abenden wie dem heutigen überläuft mich ein ahnungsvoller Schauer, als müßten sie alle gleich durch jenes Fenster hereinkommen . . ."

Die Nichte brach mit einem plötzlichen Frösteln ab. Es bedeutete eine Erleichterung für Framton, als nun die Tante mit einem Schwall von Entschuldigungsworten ins Zimmer trat: „Ich hoffe, Vera hat Sie gut unterhalten?"

„Gewiß, sie war sehr unterhaltend", sagte Framton.

„Das offene Fenster stört Sie doch hoffentlich nicht?" meinte Mrs. Sappleton rasch. „Mein Mann und meine Brüder werden gleich von der Jagd zurück sein, und sie kommen immer auf diesem Wege herein. Sie waren heute im Moor; da werden sie einen schönen Schmutz auf meine armen Teppiche tragen."

Sie plauderte fröhlich weiter, von der Jagd und den Aussichten für den Winter. Alles das war für Framton schaurig. Er machte einen verzweifelten, aber nur halb erfolgreichen Versuch, dem Gespräch eine weniger gespenstische Wendung zu geben. Er merkte wohl, daß ihm seine Gastgeberin nur geteilte Aufmerksamkeit schenkte und ihre Augen ständig nach dem offenen Fenster hinter ihm und dem davorliegenden Stück Rasen abschweifen ließ. Es war ein ausgesprochen unglückseliger Zufall, daß Framton seinen Antrittsbesuch gerade an diesem tragischen Jahrestag gemacht hatte.

„Die Ärzte sind sich darin einig, daß ich vollständige Ruhe, geistige und körperliche, brauche", verkündete der Besucher, der unter dem weitverbreiteten Wahn litt, vollkommen Fremde würden gern die letzten Einzelheiten der eigenen Gebrechen und Unpäßlichkeiten hören.

„Nicht?" echote Mrs. Sappleton mit einer Stimme, die gerade noch im letzten Augenblick ein Gähnen ersetzte. Dann plötzlich wurde sie aufmerksam. Aber nicht auf das, was Framton sagte. „Da sind sie ja endlich!" rief sie. „Gerade recht zum Tee. Sehen sie nicht aus, als hätten sie bis zum Halse im Schlamm gesteckt?"

Framton verspürte einen Kälteschauer, und er drehte sich der Nichte mit einem Blick zu, der er sein mitfühlendes Verständnis ausdrücken wollte. Das junge Mädchen starrte mit einem Blick des Entsetzens an ihm vorbei durchs offene Fenster. In einer jähen Angst fuhr Framton in seinem Sessel herum und schaute in dieselbe Richtung: „Im Zwielicht kamen drei Gestalten über den Rasen auf das Fenster zu. Jede trug ein Gewehr unterm Arm, und eine von ihnen war darüber hinaus noch mit einem über seine Schultern hängenden weißen Regenmantel belastet. Ein müder brauner Spaniel folgte ihnen dicht auf den Fersen. Lautlos näherten sich die drei dem Hause; dann begann eine rauhe junge Stimme aus dem Dunkel zu singen: „Was ist's, schwarzäugig Mägdelein?"

Framton riß Hut und Regenschirm an sich. Die Haustür, der kiesbestreute Weg und die Gartenpforte waren die undeutlich wahrgenommenen Etappen seiner Flucht. Ein Radfahrer mußte in die Hecke hineinfahren, um einen Zusammenstoß mit dem völlig Verwirrten zu vermeiden.

„Da sind wir, meine Liebe", sagte der Träger des weißen Regenmantels, während er durch das Türfenster hereinschritt, „recht voll Schlamm, aber das meiste davon ist schon trocken. Wer war der junge Mann, der eben davonstürzte?"

„Ein höchst seltsamer Mensch, ein Mr. Nuttel", sagte Mrs. Sappleton. „Er konnte nur von seiner Krankheit

sprechen und floh ohne ein Wort des Abschieds oder der Entschuldigung, als ihr auftauchtet. Man könnte glauben, er habe Gespenster gesehen."

„Ich glaube, der Spaniel war schuld", sagte die Nichte ruhig. „Der Herr erzählte mir, er habe ein Grauen vor Hunden. Einmal an den Ufern des Ganges wurde er von einer Meute von Parias-Hunden in einen Friedhof gejagt und mußte die Nacht über in einem neu ausgeschaufelten Grabe verbringen, während die Bestien dicht über ihm die Zähne fletschten. Da hätte wohl jedermann die Nerven verloren."

Die Stärke dieses Mädchens waren aus dem Stegreif erdichtete romantische Geschichten . . .

(Aus dem Englischen von Hans v. Wagenseil.)

Hier hat er studiert!

Anekdote von Kurt Kühns.

Die siegreichen Heere der Verbündeten hatten nach der Völkerschlacht bei Leipzig bei Caub den Rhein überschritten und marschierten auf Paris zu. In heftigem Vorwärtsdrängen folgte die schlesische Armee, beflügelt von dem Feuergeist eines Blücher und eines Gneisenau, den abziehenden französischen Kolonnen.

Im Hauptquartier ward das Ungestüm der Preußen höchst mißliebig vermerkt. Man bewitzelte den Marschall Vorwärts, und böse Zungen verstiegen sich zu der Behauptung, der „alte Husar" verfolge bei seinem Vorwärtsdrängen vor allem den Zweck, sich im Palais Royal in Paris am Rotspon gütlich zu tun.

Es war ein trüber Tag. Schneeschlacker machte die Straßen fast ungangbar, als die Spitzen der schlesischen Armee von den lieblichen Höhen, in denen die Hochebene von Lagres gegen die Aube abfällt, auf die Stadt Brienne-Le-Chateau vorgingen. Auf einer dieser Höhen hielt der alte Blücher mit seinem Stab und betrachtete das schöne Landschaftsbild: Die alte Stadt, überragt von dem Schloß, zu dem breite Terrassen emporstiegen, und die weite, sich im Dämmerlicht verlierende Flußniederung.

Der Marschall wandte sich an Gneisenau und deutete nach dem Schloß hinüber, das im achtzehnten Jahrhundert eine berühmte Kriegsschule in seinen Mauern beherbergt hatte. „Also hier hat der Kerl, der Bonaparte, studiert!" sagte er. (Bonaparte war von 1779 bis 1784 Schüler dieser Militärschule gewesen.) „Soso! Nun, wir wollen ihm zeigen, daß wir Deutschen auch etwas Ordentliches in der Kriegskunst gelernt haben."

In diesem Augenblick wurde ein gefangener französischer Generalstabsoffizier herangeführt. Er hatte schriftliche Befehle bei sich, die Gneisenau sofort einer Prüfung unterzog.

„Exzellenz", meldete Gneisenau, „aus den Depeschen geht hervor, daß der Empereur in eigener Person gegen uns im Anmarsch ist."

„So?" Ein Lächeln zuckte um die bärtigen Lippen des Alten, „dann laß ihn man kommen!" Damit trabte er an und ritt mit seinem Stab nach Brienne hinab, in das seine Vorhut eben einmarschierte. —

Das Armeeoberkommando nahm im Schloß Quartier; auf der Terrasse wurden die Fernrohre aufgestellt, durch die man das Anrücken der Armee des Korsen beobachtete. Bis Maizières waren seine Vortruppen gekommen, wo sie halt machten, um das Eintreffen ihrer Hauptmacht abzuwarten. Ganz rechts stand das Korps Duhesme, dessen linker Flügel ungedeckt war.

Kaum hatte Blücher dies erkannt, als er die weiteren strategischen Feststellungen Gneisenau überließ, sich in den Sattel schwang, die russischen Kavalleriekorps Pahlen und Wasilitschikow, die zu seiner Armee gehörten, sammelte und, als der Feind eben die Beschießung von Brienne begann, losjagte. Das Korps Duhesme wurde völlig verwirrt auf das dahinter stehende Gardekorps geworfen.

Bei Dunkelwerden traf Blücher wieder in seinem Hauptquartier ein. Man setzte sich in bester Stimmung zu Tisch. Durch die Fenster leuchteten die Brände in der Stadt. Das Feuer der feindlichen Artillerie verstärkte sich. Eben schlug eine Granate in das Schloß; die Decke des Speisesaals brach nieder. Alles hastete aus dem Steinhagel und der Wolke von Kalkstaub.

Da klang heftiges Schützenfeuer in nächster Nähe, im Park des Schlosses. Französische Trailleure! Das Schloß war überrumpelt. Nur die Terrasse schien noch frei. Während die Bedeckung an der Parkseite den Feind zurückzuhalten suchte, ließ der umsichtige Adjutant Blüchers, Graf Nostitz, die Pferde auf der Terrasse vorführen, und in tiefer Dunkelheit ging es im Galopp auf schneeglatter Bahn, zum Teil über Stufen, hinab. Blücher preschte mit seinem Stab bis vor die Stadt. Das Sackensche Korps wurde angesetzt, die Stadt von neuem zu nehmen; von allen Seiten waren die Franzosen eingedrungen.

„Der Bonaparte wollte wohl im Schloß wohnen?" lachte Blücher, als der Sturmmarsch vorgehender Regimenter durch die Nacht klang — der Alte hatte seine gute Laune nicht verloren. „Der Kerl soll doch nicht in Brienne schlafen — Gott straf mir!"

Nach Mitternacht mußte Blücher den Ort zum zweiten Male räumen. Brienne glich einem einzigen Brandherd.

Am nächsten Tage kam es bei La Rothière zu einer großen Schlacht. Oft hatte Blücher die Generale Napoleons geschlagen, aber noch nie ihm selbst als Oberkommandierender gegenübergestanden.

Durch sein Glas beobachtete der Marschall Vorwärts am Abend des heißen Schlachttages die in Unordnung und Verwirrung abziehenden Kolonnen seines großen Gegners. Ein stolzes Lächeln spiegelte um seine Lippen. Hier zeigte er dem Empereur, daß auch wir etwas Ordentliches in der Kriegskunst gelernt hatten.



Lustige Ecke



Die Frage des Schiffbrüchigen.



„Soll ich sie nun mit einem SOS-Brief abschicken, oder soll ich sie lieber für mein Frühstück morgen behalten?"

*

Was heißt Dichter!

Goethe besichtigte einst die Saline in Bad Sulza. Und da stellte ihm der Direktor auch seinen Sohn vor. Der Olympier hatte an dem aufgeweckten Knaben sein Wohlgefallen, und er fragte ihn: „Weißt du, wer ich bin?" — Der Junge überlegte nicht lange: „Jawohl — der Dichter Goethe!"

Aber das war nun ganz falsch — nach Ansicht des Vaters. Der versetzte seinem Sprößling einen Nasenstüber und schalt: „Du, bist ein dummer Bengel. Was heißt Dichter! Der Herr ist Staatsminister und Geheimer Rat . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.